

Moral erschwerte Mägden das Leben

VON CORNELIA GROBNER

Romantisches Idyll und heile Welt – die Vorstellungen vom Leben auf dem Land wurden von bürgerlichen Städterinnen und Städtern auf Sommerfrische entscheidend mitgeprägt. „Dafür, dass 80 bis 90 Prozent der Bevölkerung bis ins 19. Jahrhundert auf dem Land gelebt haben, waren die historischen Verhältnisse dort sehr lang in der Forschung unterrepräsentiert“, stellt die Wiener Historikerin Margareth Lanzinger fest. Einen Unterschied mache seit 20 Jahren das St. Pöltner Institut für Geschichte des ländlichen Raums.

Seine Schwerpunkte liegen auf der Agrar- und Ernährungsgeschichte sowie auf der Mobilitäts- und Migrationsgeschichte. Anlässlich der vor Kurzem stattgefundenen Jubiläumstagung wies Lanzinger mit der Historikerin Diethild Hüchtler, beide Uni Wien, aber auch auf die Bedeutung der geschlechtergeschichtlichen Dimension hin, die spannende Einblicke in das (einstige) Landleben bietet.

Bevormundete Bäuerinnen

Hüchtler ist überhaupt erst über die Geschlechtergeschichte zur Agrargeschichte gekommen: „Bei meiner Arbeit zu politischen Bewegungen in Galizien landete ich immer wieder auf dem Dorf. Viele Forschungen, die sich mit politischen Aktivitäten von Frauen und Männern im 19., 20. Jahrhundert beschäftigen, sind sehr städtisch orientiert. Das Land wird als Ausnahme von der Norm behandelt.“ Das entspricht auch dem Blick des damaligen Bildungsbürgertums. Besonders deutlich wird das in Österreich bei der Einführung des allgemeinen Wahlrechts 1918.

Ein großes Thema war damals die Bildung und Erziehung zu politischen Subjekten. In den Städten passierte diese oft innerhalb einzelner Gruppen, also innerhalb der Arbeiterschaft oder zwischen Frauen untereinander. Hüchtler: „Auf dem Land hatten diese Prozesse zusätzlich einen kolonialen Aspekt, durch die Art und Weise, wie sie von außen hineingetragen wurden.“ Man unterstellte den Menschen im Dorf, dass sie nicht verstünden, wie Wahlen funktionieren, und von ihrem Feu-



Reisigsammlerinnen im Wienerwald (um 1855, F. G. Waldmüller, Galerie Belvedere). [Austrian Archives / brandstatter images / picturedesk.com]

Geschichte: Das frühere Landleben ist notorisch unterbeforscht. Das gilt speziell für die Geschlechtergeschichte.

dalherren oder vom Pfarrer beeinflusst würden. „Generell wurde das Verhalten auf dem Land als nicht zivilisiert wahrgenommen und im Speziellen die Bäuerin zu einem Objekt der politischen Disziplinierung“, so Hüchtler. „Das äußerte sich zum Beispiel durch paternalistische Vorstellungen, dass man sie in allen möglichen Belangen angefangen von Hygiene über Darwinismus bilden und aufklären muss.“ Die Vorurteile gegen Bäuerinnen kamen übrigens auch von den Vertreterinnen der Frauenbewegung. Die „Lösung“: Über intensive Vereinsarbeit versuchte man, ein Bildungsprogramm an die ländliche Bevölkerung zu bringen. Daneben gab es Zeitschriften, die sich explizit an Bäuerinnen richteten.

„Es herrschte ein ungleicher Austausch“, bringt es Lanzinger auf den Punkt. Die Wirtschafts- und Sozialhistorikerin plädiert dafür, Stadt und Land nicht als getrennte

Bereiche zu verstehen. Die Vernetzungen würden gut anhand einzelner Berufsgruppen sichtbar: Dienstmädchen oder Mägde etwa, die mal da mal dort tätig waren. Dazu kamen private Dilemmata, wenn die strengen moralischen Auflagen des Landes Frauen zwangen, zur Geburt von unehelichen Kindern in die Stadt zu gehen. Wo bei gilt: Land ist nicht gleich Land. „In Kärnten waren die moralischen Erwartungen nicht so hoch und

LEXIKON

Das Institut für Geschichte des ländlichen Raumes in St. Pölten, an dem historische Verhältnisse des Landlebens und wie sich diese verändert haben, erforscht werden, feierte kürzlich sein 20-jähriges Bestehen. Diethild Hüchtler und Margareth Lanzinger sind mit Claudia Kraft Herausgeberinnen des 20. Jahrbuchs des Instituts „Ruralities in the Making“.

Mägde konnten auf großen Landgütern mit ihren Kindern weiterarbeiten“, erklärt Lanzinger. „Hier konnten im 19. Jahrhundert Mägde und Knechte sogar heiraten, etwas, was einzigartig in Europa ist.“

Begehrte Witwen

In Niederösterreich wiederum hatten Frauen sehr gute Besitzansprüche und -rechte inne. Unter anderem fiel im Todesfall des Bauern (ebenso wie Todesfall der Bäuerin) nur zwischen einem Drittel und der Hälfte des Haushaltsvermögens den Kindern zu, der Rest ging an die Witwe. Das machte niederösterreichische Witwen zu gesuchten Heiratspartnerinnen und Wiederverheiratungen waren häufig. „Anhand dieser Beispiele sieht man deutlich, wie unterschiedliche Kulturen und sozial-ökonomische Verhältnisse zu ganz anderen Möglichkeiten für die Frauen geführt haben“, resümiert Lanzinger.

Männer hatten es vor 7000 Jahren leichter

Menschen in der Jungsteinzeit hatten Stress: Kulturell wurden Männer bevorzugt.

Männer sind größer als Frauen, das ist halt so. Wirklich? Woher stammt diese ungleiche Verteilung der Körpergröße? Ein Team aus den USA, Deutschland und Österreich hat Knochen, Zähne und DNA von Menschen aus dem Europa der Jungsteinzeit analysiert, also von vor 8000 bis 6000 Jahren. Die frühen Bäuerinnen und Bauern hatten anstrengende Leben, sie waren kleiner und kränker als die Jäger und Sammler in der Altsteinzeit.

1500 Überreste von Männern und Frauen aus dieser Zeit nahm das Team mit Nicole Nicklisch und Kurt Alt von der Danube Private University in Krems unter die Lupe (*Nature Human Behaviour*). Erstaunlicherweise waren die Größenunterschiede zwischen Männern und Frauen stärker als heute.

Vor allem im nördlichen Europa, wo die Landwirtschaft karger war, gab es die größten Unterschiede. Im Schnitt stand dort einer 1,50 Meter großen Frau ein Mann von rund 1,71 Metern gegenüber. Heute beträgt der statistische Unterschied weniger, weltweit gerechnet steht einer 1,70 Meter großen Frau ein 1,80 bis 1,84 großer Mann gegenüber.

Keine genetischen Ursachen

Die Forschenden finden in der Analyse der Knochen, Zähne und DNA keine genetischen, ernährungs- oder krankheitsbedingten Ursachen für diese jungsteinzeitliche Größendifferenz. Daher schließen sie, dass die kulturellen Gegebenheiten zum größeren Wuchs der Männer beitrugen. Der Stress aus dem harten Leben wurde wohl durch eine Bevorzugung des männlichen Geschlechts stärker abgedeckt als bei Mädchen und Frauen.

Der Mittelmeerraum zeigt in der Jungsteinzeit weniger Unterschiede in der Körpergröße. Dort dürften Männer/Buben und Frauen/Mädchen gerechter behandelt worden sein. (vers)

NACHRICHTEN

Nachwuchs: Familien planen weniger Kinder

Der Kinderwunsch geht zurück. Das ergab eine Studie der Unis Wien und Salzburg unter mehr als 8000 Österreicherinnen und Österreichern. 2009 wünschten sich Frauen im Schnitt noch 2,1 Kinder, der aktuelle Wert liegt bei 1,68. Die Gründe liegen in der Teuerung und multiplen Krisen. Tatsächlich werden vielköpfige Familien weniger, und der Anteil der kinderlosen Frauen nimmt konstant zu.

Gene: So regeln sie das Immunsystem

Ein Team der Med-Uni Wien durchleuchtete mit US-Kollegen die molekularen Strukturen menschlicher T-Zellen, das sind wichtige Teile des Immunsystems. Die Bestimmung von 100.000 Nukleotiden aus 400 Genen der menschlichen T-Zellen brachte hoch genaue Karten von DNA-Sequenzen und Proteinabschnitten (*Nature*). Das kann heutige Immuntherapien von Krebs und Autoimmunerkrankungen verbessern.

Mosaik der Neuronen zeigt deren Stammbaum

Neurobiologie. Neue Erkenntnisse liefern wichtige Hinweise, wie die Nervenzellen in den Colliculi superiores entstehen, dem „Hügelland“ im Mittelhirn, das als Transformator für die Sinneswahrnehmung wirkt.

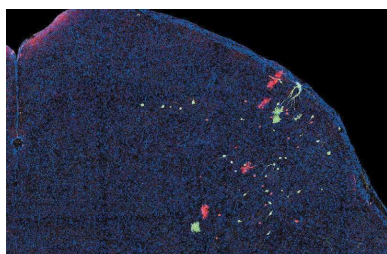
VON ALICE SENARCLENS DE GRANCY

Es klingt nach einem fantastischen Areal – in dem Fantastisches passiert. Die Colliculi superiores sind die zwei oberen Hügel der Vierhügelplatte im Mittelhirn. Hier werden sensorische Informationen, vor allem jene der Augen, umgewandelt. Im Tierreich entscheidet das mitunter über Leben und Tod: „Wenn Nagetiere auf einem Feld über sich einen Schatten wahrnehmen, wissen sie sofort, dass das ein Adler sein könnte. Sie flüchten reflexartig, die Muskeln aktivieren sich automatisch“, schildert Simon Hippenmeyer. Freilich, auch für den Menschen ist zentral, was hier vor sich geht. Fehler bei der Entwicklung dieser Hirnregion können zu schweren neurologischen Störungen führen.

100 Milliarden Nervenzellen

Der gebürtige Schweizer forscht seit mehr als zehn Jahren am Institute of Science and Technology Austria in Klosterneuburg. „In meiner Gruppe interessiert uns, wie

Stammzellen ein Gehirn korrekter Größe formen können“, erläutert er. Eine Aufgabe, die ihn bis heute fasziniert: „Wir wissen, dass beim Menschen circa vom dritten bis zum sechsten Schwangerschaftsmonat etwa 100 Milliarden Nervenzellen gebildet werden, das sind mehrere 1000 Nervenzellen pro Sekunde.“ Die Stammzellen müssen genau wissen, wie viele Zellen sie bilden und für welche Hirnregion. Die Genetik ist dabei zentral; schon ein defektes Gen kann die Regulationsmechanismen völlig irritieren.



Mittels MADM lassen sich einzelne Zellfamilien im Colliculus superior farbig markieren. [Hippenmeyer/Labor / ista]

Mit seinem Team hat Hippenmeyer nun im Fachmagazin „Neuron“ am Mausmodell gezeigt, wie sich die Gehirnzellen in den Colliculi superiores bilden.

„Die entscheidenden entwicklungsbiologischen Vorgänge sind in dieser Region fundamental anders“, erklärt der Neurobiologe. Während hemmende und anregende Nervenzellen im restlichen Gehirn von Stammzellen anderer Orte gebildet werden, kommen diese in den Colliculi superiores von den gleichen Zellen in diesem Areal.

Anders als in anderen Hirnregionen verlaufen die Prozesse zeitlich weit ungeordneter. Und sie passieren weit schneller, nämlich innerhalb von zwei bis drei Tagen. „In der Großhirnrinde dauert der Prozess etwa sechs Tage, im Kleinhirn rund drei Wochen.“

Neue Methoden wie die von Hippenmeyer entscheidend mitentwickelte MADM, ein Analyseverfahren, mit dem sich die Nachkommen einzelner Stammzellen markieren und beobachten lassen, erlauben heute völlig neue Einblicke. Die Zellen werden mittels UV-Licht in unterschiedlichen Farben zum Leuchten gebracht – man kreiert quasi ein Mosaik der Hirnregion. So ist es nun gelungen, die „Verwandtschaftsverhältnisse“ der Zellen zu entschlüsseln. Und so ließ sich am Beispiel des Pten-Gens etwa dessen zentrale Rolle bei der Herstellung des passenden Gleichgewichts von Zelltypen zeigen. Eine Störung könnte ein Defizit bei der Verarbeitung sensorischer Signale – und damit Autismus oder ADHS – erklären, so Hippenmeyer.